

Bruno Latour Jubilieren

Über religiöse Rede
suhrkamp taschenbuch
wissenschaft

suhrkamp taschenbuch
wissenschaft 2186

Warum haben wir die religiöse Sprache verloren? Was ist das Spezifikum religiöser Rede im Vergleich zur wissenschaftlichen Sprache? Das sind die Fragen, denen Bruno Latour in seinem wohl persönlichsten Buch nachgeht. Seine Antwort lautet: Dem religiös Suchenden geht es um die Treue zum Wort, die Genauigkeit der Wiederholung. Anders als der Wissenschaftler will er nicht entdecken, sondern wiederentdecken, nicht erfinden, sondern wiederfinden; er strebt nicht nach dem Neuen, sondern will erneuern. Hierin ähnelt er dem Liebenden, der mit jedem »Ich liebe dich« den Bund zu bekräftigen sucht. Wer die Möglichkeit oder Unmöglichkeit religiöser Rede heute verstehen möchte, muss bei ihrer Verwandtschaft zur Sprache der Liebe ansetzen. Das tut Latour in einer faszinierenden Mischung aus Analyse und Andacht.

Bruno Latour ist Professor am Sciences Politiques Paris und am Centre de Sociologie des Organisations (CSO). Im Suhrkamp Verlag erschienen u. a.: *Existenzweisen. Eine Anthropologie der Modernen* (2014), *Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft* (stw 1967) sowie *Das Parlament der Dinge* (stw 1954).

Bruno Latour Jubilieren

Über religiöse Rede

Aus dem Französischen
von Achim Russer

Suhrkamp

Titel der Originalausgabe:
Jubiler – ou les tourmentes de la parole religieuse © Les Empêcheurs
de penser en rond / Le Seuil, mars 2002

Die Veröffentlichung erfolgt mit freundlicher Unterstützung
des Französischen Ministeriums für Kultur – Centre
National du Livre und der Maison des sciences de l'homme.
Ouvrage publié avec le concours du Ministère français
chargé de la culture – Centre National du Livre et la Maison
des sciences de l'homme.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

suhrkamp taschenbuch 2186

Erste Auflage 2016

© der deutschen Ausgabe Suhrkamp Verlag Berlin 2011
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des öffentlichen Vortrags
sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen,
auch einzelner Teile. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlag nach Entwürfen
von Willy Fleckhaus und Rolf Staudt
Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-29786-5

*Für Louis-Noël, Bernadette, Roger,
für Jacques in memoriam.*

*Dank an Mireille, Isabelle, Anne-Nelly,
Jean-François, Laure-Emmanuelle, Noëlle-Laetitia, Mickès,
Noortje, Luc, Elizabeth, Bernard,
Albéna, François, Antoine –
tausend Dank an Avril*

Jubilieren – oder die Qualen religiöser Rede, dazu möchte er etwas sagen, aber es gelingt ihm nicht: Ihm ist, als sei seine Zunge gelähmt; das rechte Wort stellt sich nicht ein; nichts kommt ihm über die Lippen; er bringt es nicht fertig mitzuteilen, was ihm so lange schon derart am Herzen liegt; gegenüber seinen Eltern, seinen Angehörigen muß er es verheimlichen; er kann nur stammeln; wie soll er es seinen Freunden, seinen Kollegen, seinen Neffen, seinen Schülern eingestehen?

Er schämt sich, daß er nicht zu reden wagt, und schämt sich, daß er trotzdem reden will. Schämt sich auch für die, die ihm die Sache nicht gerade erleichtern, die ihm den Kopf unter Wasser drücken und behaupten, ihm zu helfen, die ihm statt eines Rettungsringes Worte zuwerfen, schwer wie Ankerbojen. Bleigewichte, ja, Bleigewichte haften an ihm. Doch, er geht zur Messe, oft, sonntags, aber das will nichts heißen. Leider *heißt* es wirklich nichts; es *kann* für niemanden mehr etwas heißen. Es gibt keine Sprache mehr für diese Dinge, keinen Tonfall, keine Tonart, kein Register für das Sprechen, das Aussprechen. Alles ist vertrackt: Er schämt sich dessen, was sonntags,

wenn er zur Messe geht, von der Höhe der Kanzeln herab ertönt; aber er schämt sich auch des ungläubigen Hasses oder der belustigten Gleichgültigkeit derer, die über die Kirchgänger spotten. Schämt sich, wenn er hingehet, schämt sich, wenn er nicht zu sagen wagt, daß er hingehet. Hört er, was drinnen gesprochen wird, knirscht er mit den Zähnen; hört er aber, was draußen gesprochen wird, schäumt er vor Wut. Ihm bleibt nur sich zu ducken, verdrossen, schafsmäßig ergeben angesichts der Zerrbilder und Mißdeutungen drinnen wie der Zerrbilder und Mißdeutungen draußen; doppelte Feigheit, doppelte Scham, und immer noch nicht die Worte, mit denen es zu sagen wäre, als hätten ihn zwei gegenläufige Strömungen gepackt und wirbelten ihn um die eigene Achse.

Nicht über das Religiöse will er sprechen, nicht über das religiöse Fakt. Nicht über diese ungeheure Schicht von Institutionen, Recht, Psychologie, Ritualen, politischen Strategien, Künsten, Kulturen, Bauwerken, Mythen; nicht über das, was so lange schon und unter allen Breitengraden menschliche Aggregate erfaßt und zwingt, sich miteinander zu verbinden und zu bedenken, was sie aneinander bindet – Band und Bedenken, die beiden etymologischen Bedeutungen des Worts *religio*. Er will bloß dem religiösen Ausdruck wieder Bewegungsfreiheit verschaffen, diesem so einzigartigen Brauch, der im Lauf der

Geschichte Wort und Sprache gewann und der ihm heute so entsetzlich gehemmt vorkommt. Er will weder das Religiöse noch die Religion untersuchen – und noch weniger die Religionen –, sondern nur eine Ausdrucksform aus ihrer Verkapselung lösen, die, einst so frei und erfinderisch, fruchtbar und heilbringend, heute auf seiner Zunge zerfällt, wenn er ihren Schwung, ihren Rhythmus, ihre Artikulation wieder aufnehmen will. Warum wird, was für ihn so lebendig war, tödlich langweilig, wenn er sich bemüht, mit anderen darüber zu sprechen – zum Beispiel mit seinen Kindern? Durch welche ungeheuerliche Verwandlung wird, was soviel Sinn hatte, geradezu *widersinnig*, wie ein Wortschwall, der in der Kälte Sibiriens auf den Lippen Verbannter erfriert?

Vor allem nicht glauben

Zunächst einmal müßte er sich der Entscheidung entziehen können, vor die der platte Menschenverstand alle stellt, die sich anschicken, von Religion zu sprechen: »Sind Sie eigentlich gläubig oder ungläubig?« Er möchte antworten können: »Natürlich spreche ich als Ungläubiger«, würde aber mit dem Wort »ungläubig« denjenigen meinen, der nicht mehr an den Glauben glaubt, den wahren *Agnostiker*. Den

Glauben an den Glauben teilen die drinnen aber mit denen draußen, und gerade damit schaffen sie es, innen und außen zu unterscheiden. In nichts sind sie einer Meinung außer darin, ihre Differenz in dieser Weise zu markieren: »Du glaubst daran, ich glaube nicht daran.« Wie soll man also sagen, daß es überhaupt nicht um den Glauben geht? Und vor allem nicht darum, *an* etwas, an jemanden, an den unaussprechlichen, an den unanrufbaren G. zu glauben? Wie verständlich machen, daß der Glaube oder Unglaube an G. auf dasselbe hinausläuft, wenn es gilt, von jenen Dingen zu sprechen, *ausgehend* von ihnen? Daß darin nicht das Problem besteht, daß hier sogar eine Kategorienverwechslung vorliegt, eine irrtümliche Adresse, ein syntaktischer Fehler, eine Vertauschung von Gattungen? Ja, mit Religion (bleiben wir der Kürze halber bei diesem Wort) hat der Glaube an G. überhaupt nichts zu tun, und folglich taugt er nicht dazu, eine Grenze zwischen Gläubigen und Ungläubigen, Anhängern und Gegnern zu ziehen. Was den Empfang der Botschaft schon einigermaßen stört, noch bevor sie eingesetzt hat. Es nimmt nicht wunder, daß er einige Mühe zu sprechen hat, der Unglückliche, da man Agnostiker sein muß, um ihn zu verstehen: weder gleichgültig noch skeptisch, aber fest entschlossen, auf das Gift Glauben zu verzichten, um wieder von Religion zu reden. Wer wäre zu dieser Askese bereit?

Und vor allem: wie wollte er einen solchen Satz aussprechen können, ohne zu schockieren? Und zwar *doppelt* zu schockieren: Die Anhänger zuerst, anschließend die Gegner, zuerst die Gläubigen, dann die Ungläubigen, die drinnen wie die draußen. Er weiß wohl, daß, wer da ein Ärgernis gibt, besser daran täte, er würde sich einen Mühlstein um den Hals hängen und in einen Teich stürzen. Wenn es genügen würde, sein Lager zu wählen, wäre alles einfach: man würde zur Schlachtreihe aufschließen und seine Kugel abfeuern, tapfer wie nur irgendeiner. Entweder begäbe er sich in den Schoß der heiligen Mutter Kirche, wacker die Ungläubigen geißelnd, Gleichgültigkeit und Häresien bekämpfend, oder er schlosse sich der ungeheuren Armee der Kritiker an und zöge gegen die Sünden der Irrationalität, gegen das »Wiederauferstehen der Fundamentalismen« vom Leder (er könnte auch in der Etappe, in Sicherheit vor der Front, als Schiedsrichter, Journalist oder Gelehrter die Punkte zählen). Aber für ihn gibt es nun einmal keine Front. Was diejenigen, die von Religion sprechen, von denjenigen trennt, die nicht von ihr sprechen, sind nicht Glaube und Unglaube. Deshalb möchte er weder denen ein Ärgernis geben, die den Glauben an den Glauben an »Gott« für ihr wertvollstes Gut halten, noch denen, die den Glauben an den Unglauben an »Gott« als ihr heiligstes Recht erachten. Natürlich eine unlösbare Aufgabe, da sie einander bekämpfen: Was dem ei-

nen Lager recht ist, bringt zwangsläufig das andere auf.

Wie soll er unter solchen Bedingungen schlicht und geradeheraus schreiben? Er will wieder von Religion sprechen, nicht an den Glauben glauben, nicht Ärgernis erregen. Ein solches Joch lastet auf seinen Schultern, daß er den Boden unter den Füßen verliert, in der sumpfigen Brühe um sich schlägt. Immer wenn er zu sprechen anfängt, schluckt er Wasser, spiegt sein Mund Kröten und klebrige Algen aus. Um nicht zu verletzen, bräuchte er Füße, die derart leicht wären, daß sie keine Spur im Sand hinterließen, Hände, die so geschickt wären, daß sie das Skalpell führen, ohne daß man es spürte, Wörter, die so gut gewählt wären, daß sie trotz ihrer Seltsamkeit stets passend wirkten. Ein Engel müßte seinen Computer bedienen. Was vermögen schon Irdische wie er? Dennoch ist er schließlich ins kalte Wasser gesprungen; zum Zurückweichen ist es zu spät; er muß schwimmen oder untergehen.

Sodann: nicht »an Gott« glauben

Und schon muß er eine zweite Schwierigkeit beheben, und zwar schmerzlos, wie eine geschickte Krankenschwester einen quälenden Verband mit einem

einzigem Ruck herunterreißt: Nicht nur die Glaubensrichtung macht keinen Unterschied, ihr Gegenstand, »Gott«, auch nicht. Als man in sehr weit zurückliegenden Zeiten von den Göttern sprach, gab es weder Gläubige noch Ungläubige. Die Anwesenheit der Götter verstand sich von selbst wie die Luft oder der Boden. Sie bildeten die allem Lebenden gemeinsame Textur, den Grundstoff aller Rituale, den unbestreitbaren Orientierungspunkt aller Existenz, das Tagesgespräch. So verhält es sich heute nicht mehr – jedenfalls nicht in den reichen westlichen Ländern. Die gemeinsame Textur unseres Lebens, unser Grundstoff, unsere Tagesgespräch, unser unbestreitbarer Rahmen – falls wir so etwas noch haben, dann ist es die *Nichtexistenz* von Göttern, die unser Gebet erhören und unsere Geschicke lenken. Rasch herunter mit dem Verband, bevor der Schmerz einsetzt: gut so! Über Religion läßt sich nicht besser sprechen, wenn G. existiert, als wenn G. nicht existiert. Es macht überhaupt keinen Unterschied, denn darum geht es gar nicht – jedenfalls nicht in dieser Weise, nicht in dieser Tonlage, nicht in diesem Geist.

Wollte man, wovon einst die Rede war, wenn man »Gott« sagte, wirklich in heutiges Vokabular übersetzen, müßte man nicht nach einem neuen Wesen suchen, das ihn ersetzen könnte, sondern eher nach etwas, das allen dasselbe Gefühl unbestreitbarer Ver-

trautheit verschafft. Für die Mehrzahl unserer Zeitgenossen wären Ausdrücke wie »Nichtexistenz Gottes«, »Banalität der Welt«, »gleichgültige Materie«, »kommerzieller Konsum« treffliche Synonyme, da mit ihnen dieselbe Evidenz, dieselbe Alltäglichkeit, dieselbe Eingängigkeit, derselbe feste Halt verbunden sind. Die religiöse Rede bemächtigt sich unterschiedslos des einen wie des anderen, »Gottes« wie »Nichtgottes«, denn anfangs benötigt sie einen akzeptierten Anhaltspunkt, den sie sodann schüttelt und erschüttert, um schließlich eine ganz andere Bedeutung aus ihm herauszuholen. Nicht die als Ausgangspunkt gewählte Vokabel schafft daher den Sinn des Wortes G., sondern die ihm nachfolgende Erschütterung. Ob diese Rede wie in alten Zeiten mit dem vertrauten Antlitz eines hilfespendenden »Gottes« einsetzt, der über Rituale ansprechbar ist, oder wie heutzutage mit einem durch Rituale nicht erreichbaren »Nichtgott«, an den Gebete zu richten schlechthin verrückt wäre, ist kaum von Belang: einzig zählt, was diese Rede der Einsicht des gesunden Menschenverstands in der Folge zumutet, die großartige Wendung, die sich den gewöhnlichen Gewißheiten mitteilt. Den Glauben (oder Unglauben) an »Gott« mit dem religiösen Anspruch verwechseln hieße, das Bühnenbild für das Stück, die Overtüre für die Oper halten. Womit man anfängt, ist gleichgültig: einzig zählt, was unmittelbar darauf folgt.

Jetzt haben wir es, er hat alles heillos durcheinandergebracht. Noch bevor er überhaupt richtig begonnen hat, hat er die drinnen vermutlich bereits genauso schockiert wie die draußen. »Wie bitte«, werden sie unisono zetern, »in der Religion soll nicht von Gott die Rede sein?« In der Tat nicht; aber wir werden nachzudenken und nochmals anzusetzen haben. Einfacher geht es nicht. Kein geradliniger Weg. Keine Inspiration durch himmlische Boten, keine Muse, die uns ins Ohr raunt. Keine Quelle wird klar wie Felswasser zu unseren Füßen entspringen. Wer sich anschickt, von diesen Dingen zu reden, wird *Differenzierungsfähigkeiten* entwickeln müssen, die nur über diverse Filtriervorgänge, über die hartnäckige Wiederholung von Ritualen, über die verbissene Suche nach adäquaten Begriffen zu erwerben sind. In diesen Dingen darf man sich nicht auf seine Eingebung verlassen. Und doch gilt auch die zusätzliche und entgegengesetzte Forderung, sich nicht in eitlen Komplikationen zu verlieren: alles muß für ein siebenjähriges Kind verständlich sein. Jedes Wort muß von biblischer Schlichtheit sein (obwohl der Schöpfer dieser Redensart die Heiligen Schriften sicher nicht gelesen hat ...). Verständlich, daß so viele sich von diesem unmöglichen Sprachspiel abwenden, es achselzuckend aufgeben. Besser man schweigt, käut wieder oder spottet. Unmöglich zu sagen, worum es geht. Oder vielmehr: die Mittel, zugleich schlicht und

subtil über religiöse Dinge zu sprechen, wurden uns entzogen. Sie sind entweder kompliziert, archäologisch, gelehrt geworden oder so belanglos, frömmelisch, simplifizierend, daß einem vor Mitleid die Tränen kommen. Wie läßt diese Gabelung sich rückgängig machen, der Weg sich nachzeichnen bis zu dem Punkt, an dem die Schere sich öffnete?

Vielleicht war die Forderung, keinerlei Ärgernis zu geben, doch zu streng, vielleicht müssen wir sie aufheben, um ein wenig freier sprechen zu können. Es gibt nämlich falsche und wahre Ärgernisse, falsche und wahre Übersetzungen, und wir müssen lernen, sie voneinander zu unterscheiden, sonst entsteht keine verständliche Aussage. Differenzieren, entgegensetzen, prüfen, annehmen, verwerfen – es gibt keinen andern Weg. Kein Wahrspruch ohne akribisches Trennen. Es gibt nämlich künstliche Ärgernisse, die unbedingt benannt werden müssen, sogar um den Preis, die zu schockieren, die sie für den eigentlichen Kern ihres Glaubens halten. In der Religion gibt es wie in der Wissenschaft *Artefakte*, die es sorgsam abzubauen gilt. Denn die Zeit vergeht, die Wörter, die Sinn hatten, verlieren ihn. Die aber, deren Beruf darin besteht, die Wörter zu ändern, um den Sinn zu bewahren, die Geistlichen, haben es vorgezogen, die Wörter fromm zu bewahren auf die Gefahr hin, den Sinn zu verlieren; sie haben uns Nachgeborene, Unwissende, Stammelnde mit trügerisch gewordenen

Wörtern versehen, mit denen wir die Wahrheiten, an denen uns gelegen ist, aufnehmen sollen.

Zum Beispiel das Wort »Gott«, das einst Prämisse allen Denkens war. Als die Lebensformen sich wandelten, hätten sie es übersetzen können in »unbestreitbarer Rahmen des gewöhnlichen Lebens«, dann hätte weiterhin verstanden werden können, daß nur ein Präliminarium und Präludium für einen Sinneswandel damit gemeint war. Aber statt kontinuierlich, schmerzlos, sukzessive zu übersetzen, klammerten sie sich mit allen Kräften an die Vokabel »Gott« und daran, sie dem »Nicht-Gott« entgegenzusetzen, und sahen nicht, daß es sich dabei nur um zwei Übersetzungen desselben Alltags handelte, die sich nicht stärker voneinander unterschieden als *Deus*, *Theos* und *God*. Indem sie ihr Erbe zu schützen glaubten, verschleuderten sie es. Indem sie recht zu handeln und »Gott« vor der »Flut des Atheismus« zu schützen meinten, sahen sie nicht, daß mit jenem langsamen Auseinanderdriften tektonischer Platten nach und nach ein Wort an die Stelle eines anderen trat. Das zu lange beibehaltene Wort hatte sich in ein schlechtes Ärgernis verwandelt; von ihm ging nun ein Pesthauch aus. Die einst neutrale Präliminarie war zu einem erheblichen Hindernis für die Verständigung geworden. Während früher, als »Gott« noch am Anfang jeder Rede stand, keiner sich dabei aufhielt, machten sie aus diesem Wort nun den Prüfstein, an dem die

Treue der Gläubigen zu messen war. Aus dem, was niemanden straucheln ließ, machten sie ein Ärgernis. Ja, sie trieben die Verkehrtheit noch viel weiter: Sie glaubten, dieses künstlich produzierte Ärgernis sei positiv, sie würden nach Maßgabe der Energie belohnt, mit der sie »gegen die Feigheiten, die Richtungslosigkeit, die Verderbnisse der Zeit« an dem alten Begriff festhielten, sie würden mit Sicherheit im Geruch der Heiligkeit sterben, sie würden beim Jüngsten Gericht ebendanach beurteilt werden. Sie hielten sich für treu, wenn sie gerade den Sinn aufgaben (die vertraute Präliminarie, die uns alle eint), der allmählich, insgeheim, nach und nach von der alten Vokabel »Gott« an die neue Formel »Nicht-Gott« überging. Wo es doch darauf angekommen wäre, sich mit Leib und Seele auf das neue Sprachspiel zu stürzen, bevor es zu spät war; um das Wort zu erhalten, verloren sie den Schatz, dem die neue Vokabel Unterkunft bieten sollte. Wer sein Leben retten will, der wird es verlieren.

Um wieder ins Gespräch zu kommen, um von neuem, wenn auch unbeholfen, zu lernen, richtig zu reden, müßte man sagen dürfen: der Atheismus ist als Ausgangspunkt ebenso tauglich wie der Glaube »an Gott«. Und er ist als Ausgangspunkt sogar vorzuziehen, da er den unbestreitbaren Rahmen gemeinsamen Handelns verschafft und mithin eher als irgendeine gegenwärtige Anrufung eines »Gottes«, deren

Form überlebt ist, dem gleichkommt, was der Ausruf »hilfreicher Gott« zu Zeiten war, da der vom Unglück Geschlagene die Arme zum Himmel erhob. Aber wie läßt sich das aussprechen, ohne weder denen ein Ärgernis zu geben, für die »Gott« eine Selbstverständlichkeit ist, noch denen, für die »Nicht-Gott« es ist – ersteren, weil sie glauben, nur der Anfang sei wichtig, letzteren, weil sie nicht hören wollen, was darauf folgt? Er hat sich verpflichtet, beide Seiten nicht zu schockieren; muß also gottlose Neuerungen ebenso meiden wie gräßliche Apologetik und dabei zugleich die zum Verstehen der Botschaft erforderlichen Schocks mit größter Sorgfalt von den künstlichen Ärgernissen trennen, die dem Verständnis der Botschaft im Wege stünden. Türmt er diese widersprüchlichen Anforderungen aufeinander, macht er sich stumm; starrt er immerzu auf den Unterschied zwischen falschen und wahren Ärgernissen, wird er kurzsichtig. Und doch, die einzige Lösung besteht darin weiterzumachen. Der Sinn geht verloren, sobald man aufhört ihn zusammenzutragen, aufzulesen – Religion geht auf das lateinische *religere* zurück. Dazu muß aber stets vom Nullpunkt aus anfangen, müssen dieselben Dinge in einem ganz anderen Idiom gesagt werden – ja, dieselben Dinge; ja, aber in einem ganz anderen Idiom. Zwangsläufig klingt jede Abwandlung eines bekannten Motivs zunächst schrill, unerträglich, unzumutbar, kakophonisch. Das